# Schiebungen und Verschiebungen

## Ein Querschnitt durch den Rechtsradikalismus / Von Gunther Orsolek

Durch alle Gruppen und Organisationen des deutschen Nationalismus gehen zurzeit heftige Erschütterungen. Das ist teilweise bedingt durch den Hitlerschen Wahlsieg und die ihn begleitende rapide Faschisierung der nationalen Großorganisationen auf allen Gebieten, teilweise aber auch durch die Auswirkung von Kräften, die sich schon seit Jahren bemühen, um die Gruppierungen des Nationalismus zu Werkzeugen ihrer Willensrichtungen zu machen. So verschiedenartig in Herkunft und Struktur diese sich meist um eine bestimmte Person kristallisierenden Kreise auch sind, so muß man bei Beobachtung ihrer Arbeit doch feststellen, daß überall ein Problem sich immer deutlicher in den Vordergrund aller Erörterungen geschoben hat: die Anerkennung des Primates der Frage nach der Wirtschaftsneuordnung, und hier wieder besonders die grundsätzliche Infragestellung des gültigen Eigentumsbegriffs.

Es ist oft erstaunlich, wie weitgehend hier bereits die Diskussion vorangetrieben ist. In der von dem Führer des Großdeutschen Jugendbundes, dem Vizeadmiral von Trotha, herausgegebenen jungkonservativen Halbmonatsschrift „Der Nahe Osten" erschien in der Nummer vom 1. August d. J. ein Artikel des uns als Mitarbeiter der „Tat" bekannten Giselher Wirsing: „Der Doppelsinn des Eigentumsbegriffs." Wirsing sieht sehr vieles schief; immerhin kommt er u. a. zu dem Satze: „Wir können es uns nicht leisten, an einem Eigentumsbegriff zu kleben, der auf einer reaktionären innenpolitischen Einsicht beruht und vom äußern Schicksal der Nation nicht berührt wird." Er erörtert dann jene in gewissen Kreisen der jungen Rechten häufig anzutreffende Theorie, daß man vom Bürgertum im Vorkriegssinn gar nicht mehr sprechen könne, daß der Begriff Bürger = Besitzbürger = Kapitalist hohl und verlogen geworden sei, da Krieg und Inflation hier nur noch leere Namen übriggelassen hätten, Formen, mit denen sich ihre Träger selbst täuschten; denn wirkliches Kapital sei heute nur noch in ganz wenigen Händen zusammengeballt. Er schließt seine recht interessanten Ausführungen, die deutlich das Mißtrauen gegen die überkommenen Werte widerspiegeln, mit den Worten: „Die von unsern bürgerlichen Philosophen und Theoretikern so trefflich begründete Eigentumsidee stellt sich als eine von Millionen eigentumslosen ‚Eigentümern' treu bewachte Festung heraus. Der Nutznießer, das wirkliche Eigentum, von dem sich allein zu sprechen lohnt, bleibt anonym."

Solche Stimmen sind durchaus nicht vereinzelt. Wir finden sie in der gesamten bündischen Literatur, soweit sie überhaupt die Politik streift, teils verschwommen, teils recht deutlich, und mit den verschiedensten Argumentationen und Formulierungen arbeitend, unverkennbar aber immer radikaler werdend. Die Unsicherheit der Existenz durch die dauernde Gefahr der Arbeitslosigkeit und der Verlust der materiellen Substanz hat in den breiten Massen der Bourgeoisie und insbesondere in ihrer Jugend jenes Gefühl des Verratenseins erweckt, von dem aus nur noch ein kleiner Schritt zur Verzweiflung ist. Das Bezeichnende unsrer Situation ist, daß solche Gedankengänge heute auch in Gruppen Einlaß finden, die noch vor drei und zwei Jahren Debatten über Wirtschaftsfragen als „sozialistische Demagogie" ablehnten. Geschieht nicht in absehbarer Zeit Ernstliches, zeigt sich nicht wenigstens der entschlossene Wille der leitenden Stellen zur Arbeitsbeschaffung — auch gegen den Widerstand gewisser Profitinteressenten, so sind die Folgen nicht abzusehen. Bei der nationalen Grundtendenz dieser Kreise wären wieder die Nationalsozialisten diejenigen, die die immer wieder enttäuschten Massen auffangen.

### Im Hintergrund der „Widerstandskreis".

Die Eigentumsdiskussion, umrahmt von einer sozusagen nationalproletarischen Ideologie wird allem Anschein nach hauptsächlich von den Widerstandskreisen aus vorgetrieben, die Ernst Niekisch — Oberlehrer, USP.-Mann, bayrischer Räterepublikaner, Altsozialist, zurzeit Nationalrevolutionär — aufgezogen hat. Niekisch gehört bekanntlich schon längere Zeit dem Bund Oberland an. Oberland hat sich — was nicht überraschend ist — kürzlich gespalten, seine alten Führer, Dr. Friedrich Weber und Gustav Sondermann, sind inaktiv geworden, und die neue Führung mit dem Restbund macht in Heimwehrpolitik. Niekisch und der entschieden revolutionäre Kreis gründeten um ihre Zeitschriften „Widerstand" und „Das Dritte Reich" die sogenannten Widerstandskreise und stehen in engsten Beziehungen zum Wehrwolf. Diese Gefolgschaften und Kreise, für die genaue Arbeitsanweisungen bestehen, verteilen sich über alle nationalen und nationalistischen Organisationen; sie arbeiten mit einem „Widerstandsprogramm", das Niekisch einmal von sich gab (Aprilheft des „Widerstands" und des „Dritten Reichs" sowie Folge 19 d. J. der „Kommenden"). Der Zusammenhalt wird durch vertrauliche Rundbriefe, die erwähnten Zeitschriften und diverse Spezialanweisungen gewahrt. Aus einer ganzen Reihe verschiedener Vorgänge bei verschiedenen Bünden läßt sich unschwer Niekischs Einfluß feststellen; sicher arbeitet er im Effekt, sei es mit, sei es ohne oder gegen seinen Willen, den Hitler-Leuten in die Hände, besorgt er doch von sich aus die weitere, sachliche Revolutionierung der Gruppen, die die NSDAP. als Partei nicht an sich ziehen kann. Zwischen Niekisch und Otto Straßer ist lange verhandelt und gehandelt worden. Treibende Kraft hierbei ist der auf Niekisch eingeschworne Eugen Mossakowsky, der Niekisch an die Spitze einer großen gesamtnationalistischen Gruppe setzen will. Diese Verhandlungen haben bisher noch immer kein Ergebnis gehabt; der persönliche Ehrgeiz all dieser „Führer" ist stets die trennende Wand. Auch Versuche, Jünger und seine Kreise zu gewinnen, waren bisher ergebnislos. Recht unliebenswürdig äußert sich Niekisch in seinem vertraulichen Rundschreiben vom 20. September 1930 nach einer ausführlichen Wahlbesprechung über: „V. Die Straßer-Richtung. Man hat den Eindruck, als ob sich die Straßer-Richtung kurzsichtig und engstirnig verkapseln würde. Naturgemäß wäre es, wenn sie mit der ganzen Widerstandsbewegung überhaupt sich verschmelzen würde. . . Eine ordensmäßige Organisation der Widerstandskräfte, wo sie sich auch befinden, wird von der Not der Zeit erfordert. Wenn sich die Straßer-Bewegung nicht dieser Erkenntnis beugt, dann wird sie über kurz oder lang ausgewischt sein."

### Krach im Otto-Straßer-Lager.

Und in der Tat: Otto Straßer und sein Kreis wirken ganz so, als ob sie auf einen baldigen Tod großes Gewicht legen. Der Wahlsieg der Hitler-Partei nahm ihnen organisatorisch mehr als die Hälfte ihrer Leute, die reumütig zu den Fleischtöpfen Adolfs zurückkehrten; ihre Zeitung kann nur noch zweimal wöchentlich erscheinen, da niemand mehr Geld pumpt, die „Arbeiter- und Bauernjugend" hat ebenfalls stark verloren und stagniert bereits, und im Rest der Organisation ist erheblicher Krach. Am 26. Oktober d. J. findet nämlich der Reichskongreß der Kampfgemeinschaft Revolutionärer Nationalsozialisten statt, der ursprünglich über das Programm beraten sollte. Wie jetzt die Dinge liegen, wird man jedoch unter Bestätigung der Führung Straßer-Buchrucker-Blank lediglich den Namen „Nationalbolschewistische Partei" annehmen und im übrigen debattelos die 14 Thesen Straßers als Programm übernehmen. Eine Diskussion über diese Thesen und jene lächerliche Prozentrechnung, die O. Straßer anfangs nur als Beispiel in seinem Gespräch mit Hitler anführt, soll nicht stattfinden. (Es handelt sich um die Beteiligung der Arbeitnehmer an den Betrieben: 49 Prozent der Unternehmer, 10 Prozent die Arbeitnehmer, 41 Prozent der Staat.) Gerade die Festlegung auf diese Vorschläge machen seine radikaleren Genossen dem Doktor zum Vorwurf, und das Ende der letzten sehr leidenschaftlichen Berliner Mitgliederversammlung war, daß u. a. Rehm, Korn und Lorf, alte bekannte Nazis und „Linke", aus der Kampfgemeinschaft ausschieden; ihnen folgte übrigens auch der nicht mehr unbekannte Karl O. Paetel. Letzterer, der schon beim „Jungen Volk" Schiffbruch litt, hat jetzt auch wegen allzu einseitigen Radikalismus seinen Posten als Hauptschriftleiter der „Kommenden" verloren. Sein Nachfolger ist Hans-Gerd Techow von der Freischar Schill, gegen den heute die Hitler-Jugend noch wilder Sturm läuft als gegen Paetel.

Rehm, Korn und Lorf haben in der „Roten Fahne" vom 4. Oktober Erklärungen abgegeben, wonach sie zur Kommunistischen Partei übergetreten sind. Wie wir erfahren, ist auch der ehemalige Schriftleiter des „Niederdeutschen Beobachters" (Schwerin), der Hitler-Jugendführer Friedrich Kopp, denselben Weg gegangen. Paetel, der sich inzwischen als Zentrale der GSRN. (Gruppe sozialrevolutionärer Nationalisten) etabliert hat, begnügte sich, zusammen mit Korn und Rehm ein Rundschreiben an seine Kameraden zu versenden, in dem es u. a. heißt: „. . . bereits jetzt hat der Otto-Straßer-Kreis die gleichen Methoden geistiger und organisatorischer Kneblung entwickelt, die uns zum Verlassen der NSDAP. zwangen. . . Damit wurde . . . der Beweis erbracht, daß der Otto-Straßer-Kreis eine literarisch-philosophische Angelegenheit, nicht aber ein Faktor der revolutionären Praxis ist." Man schließt: „Tod dem Faschismus! Es sterbe der Kapitalismus! Es lebe die Revolution der Arbeiter und Bauern!" In seinem Begleitschreiben an die GSRN. (9. Rundschreiben, vertraulich, vom 1. Oktober 1930) sagt Paetel: „Damit ist auch für uns eine neue Situation gegeben. Wir haben doch nicht die Bindungen und Brücken hinter uns abgebrochen, um jetzt wieder bei grundsätzlicher Zielstellung auf halbem Wege stehenzubleiben. Unsre Leute haben unter diesen Umständen keine Veranlassung mehr, sich für die KG. (O. Straßers Kampfgemeinschaft. D. Red.) einzusetzen, denn auch unsre Thesen sind jetzt natürlich ‚unzulässige Abweichungen." Wieweit bei diesem Sturm gegen Straßer Ernst Niekisch seine Hand im Spiele hat, kann man nur ahnen. Daß Querverbindungen von ihm und seinen weitverzweigten Kreisen zu den Nationalkommunisten der Paetel-Gruppe gehen, ist sicher. Wahrscheinlich setzt er jetzt O. Straßer unter Druck, um ihn sich gefügiger zu machen. Beiden gemeinsam ist der Wunsch, den gesamten Nationalismus zusammenzufassen; bleibt abzuwarten, wer das Rennen macht. (Schluß folgt.)

# Die Holzmindener Tunnelflucht

## Eine Kriegsbegebenheit von P. Mondelbrod

Holzminden an der Weser liegt in einer braunschweigischen Exklave zwischen den preußischen Provinzen Hannover und Westfalen. Hier befanden sich während des Krieges zwei große Gefangenlager: Auf der Höhe, über den Exerzierplatz verteilt, das Barackenlager für Zivilgefangene unter dem Befehl des Oberst Gallus; am Rande der Stadt, in der frühern Kaserne und jetzigen Schule, das Gefangenlager für englische Offiziere unter dem Befehl des Hauptmanns Niemeyer. Ich war damals, nach meiner Verwundung 1917/18, zu der Bewachungstruppe der Lager, einem Landsturmbataillon, und von da aus zum Lagerdienst in dem englischen Offizierslager kommandiert. Da ereignete es sich, daß nach vielen, meist vereitelten, selten geglückten Fluchtversuchen einzelner Offiziere Ende Juli 1918 die unerhörte Zahl von 29 Offizieren auf einmal aus dem Lager zu entweichen vermochte, und zwar durch einen unterirdischen Tunnel, den die Gefangenen in monatelanger, mühseliger Arbeit von der Kaserne aus unter der Umfassungsmauer des Lagers hindurch bis ins freie Vorfeld gegraben hatten. Es ist uns immer unverständlich geblieben, wie diese außerordentliche Leistung vor sich gehen konnte, ohne daß von uns das geringste gemerkt, ja auch nur Verdacht geschöpft wurde.

Erst jetzt kommt etwas Licht in dieses Dunkel dadurch, daß einer der damals gefangenen Offiziere in „The National Review" (London) einen ausführlichen Bericht über die Vorarbeiten zur Flucht und diese selbst veröffentlicht. Ich benutze diesen Bericht, um — zusammen mit meinen eignen Erinnerungen — die Sachlage so vollständig wie möglich zu rekonstruieren.

In dem Offizierslager befanden sich zu der fraglichen Zeit etwa 600 britische Offiziere und etwa 50 britische Ordonnanzen. Der Gebäudeteil, in dem die letztern untergebracht waren, war von den Räumlichkeiten der Offiziere durch eine starke Holzverschalung getrennt, so daß ein Verkehr zwischen beiden innerhalb der Kaserne unmöglich erschien, vielmehr nur über den Kasernenhof, den „Appellplatz", bewerkstelligt werden konnte.

Der Lagerkommandant, Hauptmann Niemeyer, erfreute sich bei den Engländern wegen seiner bramarbasierenden Art keiner sonderlichen Beliebtheit. Vor dem Kriege war er in einer Brauerei in Milwaukee tätig gewesen, weswegen er sehr bald den Spitznamen „Milwaukee" erhielt. Auch sein Englisch amüsierte die Gefangenen, besonders wenn er ihnen mit seiner Kenntnis aller geheimen Pläne drohte: „You think I know notthing, but I tell you I know damn all."

Scherenschnitt von Georg Hempel.

### Durchbruch.

Am dritten Kampftag stiegen grüne Lichter
im Vorfeld auf und gaben das Signal;
das Abwehrfeuer wurde plötzlich dichter,
und bitter dünkte uns die Luft und schmal.
Selbst die Gewehre tickten drüben schärfer,
mit Grunzen schlugen die Granaten ein;
hohl ächzend schraubten sich die Minenwerfer
auf unsern Graben zu in schwankem Schein.

Der Stollen, der verband die sieben Zonen,
zerfiel zu Staub; und in den Rauch und Ruß
fiel aus dem Wall der eignen Kanonen
nur ab und zu ein winzig schwacher Schuß.
Da wußten wir uns allesamt verloren
und legten schweigsam die Gewehre an,
des Schweißes achtend nicht, der aus den Poren
in kalten Bächen unaufhörlich rann.

Und lautlos schoben, durch ihr Trommelfeuer
gedeckt, im Vorfeld sich die Wellen vor
als wie bei einer Uebung, ungeheuer,
die Handgranaten streckend übers Ohr,
daß sehr uns fror. Es pflanzten noch die einen
fast teilnahmslos die Bajonette auf,
indes die andern zwischen Schutt und Steinen
getroffen sanken schon aus raschem Lauf.

Theodor Kramer.

Außerordentlich scharf war der Ueberwachungsdienst der den Gefangenen über das neutrale Ausland zugehenden Sendungen, hauptsächlich Lebensmittel, organisiert. Besonders auf „maps and compasses", auf Karten und Kompasse, wurde gefahndet. In den unmöglichsten Umhüllungen wurden diese Dinge gefunden, in Würsten, in Kuchen, in Biskuits, in Schokoladentafeln, in Konserven. Da man aber nicht jeden Kuchen zerschneiden, nicht jede Schokoladentafel zerbrechen, nicht jede Konservendose öffnen konnte, mag noch viel Fluchtmaterial ins Lager gelangt sein. Die seltsamsten Gegenstände, an deren Auffindung ich mich erinnere, waren eine Drahtschere, die in einem Schinken, ein über hundert Seiten starker Geheimcode, der in einer Walnuß (!), und eine braune, völlig exakt gedruckte Fahrkarte dritter Klasse von Holzminden nach einer holländischen Grenzstation, die in einem Stück Seife verborgen gewesen waren.

Wann — und jetzt gebe ich im wesentlichen wieder dem englischen Offizier das Wort — mit dem Tunnelbau begonnen wurde, läßt sich nicht mehr genau feststellen. Die Urheber des Plans wurden über Holland ausgeliefert, bevor die Sache über das Anfangsstadium hinaus gediehen war. Es dauerte etwa 16 Monate, ehe der Ausgang des Tunnels die Oberfläche erreichte, und während dieser ganzen Zeit wußte niemand etwas von seiner Existenz, außer den Offizieren, die mit der Ausschachtung beschäftigt waren. Daß eine solche Arbeit so lange Zeit im Verborgenen durchgeführt werden konnte, zeugt von einer bewundernswerten Organisation und zielsichern Treue.

Die Eingeweihten bestanden aus zwanzig Mann, von denen zwölf das eigentliche „Arbeitskommando" bildeten. Nur diese hatten Zugang zum Tunnel, während die übrigen an verschiedenen Stellen des Lagers Wache standen. Wurde einer der „Verschwörer" ausgeliefert oder in ein anderes Lager gesandt, so konnte er einen Ersatzmann vorschlagen. Waren die andern mit der Wahl einverstanden, dann wurde der Neuling in die Arbeit eingeweiht.

Sehr notwendig war auch das Wachestehen, denn deutsche Posten und Leute vom Lagerdienst kamen und gingen fortwährend in dem und um das an sich nicht sehr umfangreiche Lager, so daß Störungen jeden Augenblick befürchtet werden mußten. Deshalb wurde zwischen den Wachestehenden ein Signalsystem ausgearbeitet, damit die am Tunnel Arbeitenden von jedem unerwarteten Ereignis rasch in Kenntnis gesetzt werden konnten.

Normalerweise wurde der Appell für die Gefangenen zweimal am Tage, morgens und abends, zu feststehender Stunde abgehalten. Es kam aber auch vor, daß zwischendurch ein Sonderappell befohlen wurde, und wenn dann die arbeitenden Offiziere gerade im Tunnel waren, hatten die draußen befindlichen Eingeweihten unauffällig eine „Schiebung" vorzunehmen, damit die Abwesenheit ihrer Kameraden nicht bemerkt wurde. Durch die große Zahl der zum Appell Versammelten (etwa 600 Mann) wurde das erleichtert; wenn nötig, lenkte einer der Gefangenen die Aufmerksamkeit der deutschen Kontrollorgane dadurch ab, daß er sich in irgendeiner Weise widerspenstig zeigte, sich weigerte, beim Aufruf seines Namens zu antworten, und dergleichen mehr. Während dieser Ablenkung konnten dann die übrigen unbemerkt die notwendige „Schiebung" vornehmen. Der Missetäter bekam dann zwar wegen seiner Widersetzlichkeit Arrest, aber das große Projekt war gerettet.

In dem Kellergeschoß des den Ordonnanzen vorbehaltenen Gebäudeteils befand sich ein Vorratsraum der Lagerküche, der natürlich stets verschlossen war, und zu dem nur die Deutschen Schlüssel besaßen. Neben dem Eingang zu diesem Raum aber befand sich unter der Treppe ein leerer Winkel, der durch einen Bretterverschlag abgeteilt war. Diese Stelle wurde als Eingang zum Tunnel ausersehen. Zwei Ordonnanzen mußten ins Vertrauen gezogen werden, da den Offizieren das Betreten der Burschenquartiere verboten war. Einige Uniformstücke von Ordonnanzen wurden in die Offiziersräume geschmuggelt und in einem diskreten Raum angelegt. Jetzt konnten die als Burschen verkleideten Offiziere ruhig über den Hof und offen durch den Eingang in den Raum der Ordonnanzen gehen. Neben dem Eingang zum Vorratsraum wurde nun ein Brett der Verschalung losgelöst, wobei man aber die Köpfe der Nägel im Brett stecken ließ. Dies Brett wurde mit Scharnieren an dem nächsten Brett von innen befestigt, und, ebenfalls an der Innenseite, mit einem kleinen Riegel versehen, der in ein in die Mauer geschlagenes Loch paßte. Zwischen dem Brett und der Mauer befand sich eine winzige Oeffnung, die es nur einer ganz ungewöhnlich kleinen Hand erlaubte, hindurchzufassen und das Brett zu entriegeln oder zu verriegeln, wenn jemand hineingehen oder herauskommen wollte. Einer der Burschen hatte infolge einer Verwundung eine verkrüppelte Hand; er war zur Bedienung dieses „Sesam, öffne dich" unent-

behrlich. Das bewußte Brett sah von außen wie alle andern Bretter aus; auch bei Klopfversuchen würde man nichts gemerkt haben.

Der durch die Verschalung abgeteilte Winkel unter der Treppe war nicht groß genug, um viel Erde fassen zu können. Deshalb mußte der Tunnel außerordentlich eng gemacht werden, so eng, daß man wohl gerade noch hindurchkriechen, aber sich darin nicht umdrehen konnte. Zu gleicher Zeit arbeiteten immer drei Mann daran. Als der Tunnel länger wurde, arbeitete einer am Ende mit einem Messer, einer Kerze und einer auf jeder Seite mit einem Strick versehenen Schale. Etwa auf halbem Wege war eine etwas größere Ausschachtung angelegt, an der der zweite Mann mit einem improvisierten Blasebalg nach dem Tunnelende hin Luftpumpen mußte, weil sonst das Kerzenlicht nicht gebrannt hätte. Ferner mußte er die Schale des ersten, sobald sie mit Erde gefüllt war, heranziehen und in einen Sack leeren, den er wieder dem am Stolleneingang arbeitenden dritten Mann zuschob, welcher die Erde dann in dem Verschlag unter der Treppe verstaute. Die drei Arbeiter verständigten sich untereinander durch verabredete Zugsignale am Tau.

Gearbeitet wurde in vier Schichten von je drei Mann. Trotz genauer Besprechungen über die einzuhaltende Richtung und trotz Zuhilfenahme von Kompassen usw., hatte doch jeder am Ende des Tunnels Arbeitende sehr bald seine eigne Ansicht über die richtige Richtung, so daß der Tunnel nicht nur auf und ab, sondern auch bald nach rechts und bald nach links ging. Mit zunehmender Länge des Tunnels war es daher eine schwierige Angelegenheit, nach Beendigung der zweistündigen Schicht vom Ende des Tunnels — rückwärts — zurückzukriechen. Den Tunnel zu verschalen, war unmöglich. Er mußte unter der tief in den Boden gehenden Umfassungsmauer des Lagers hindurchgegraben werden. Nur an einer Stelle, wo er durch Sand führte, sickerte Feuchtigkeit durch; sonst war der Tunnel trocken.

Der Blasebalg der Luftpumpe war aus alten Fußbällen, die Röhre aus leeren Konservendosen hergestellt. Gearbeitet wurde in Pyjamas und Tennisschuhen, die nach dem Passieren des Patentbrettes angelegt wurden. Nach der Arbeit zogen die Offiziere dann wieder die Burschenuniformen an, um aus dem Ordonnanzenquartier wieder in ihre eignen Räumlichkeiten zu kommen.

Im Juni 1918 war der Tunnel beinahe fertig. Die Flucht sollte in folgender Reihenfolge vonstatten gehen: Zuerst die Ausschachter, dann die Wachtposten, und schließlich die übrigen Offiziere, die durch den Tunnel entfliehen wollten. Die Reihenfolge wurde durch das Los festgesetzt. Bedingung war nur, daß erst eine Stunde, nachdem die Ausschachter und Wachtposten entflohen waren, die andern Gefangenen den Tunnel verlassen durften.

Keiner wußte den genauen Termin, an dem der Fluchtversuch unternommen werden sollte; außerhalb des Kreises der Eingeweihten war weder der genaue Fluchtplan noch die Lage des Tunnels bekannt. Man hatte den übrigen nur gesagt, sie sollten sich bereithalten und sich möglichst mit Lebensmitteln, Landkarten und Kompassen versehen. Wenn die Deutschen in diesen Tagen das Lager genau durchsucht hätten, würden sie an den unmöglichsten Plätzen, unter den Fußböden, den Fensterbänken usw., erstaunliche Vorräte an Brotbeuteln, Zivilkleidern, Karten und Kompassen entdeckt haben.

Da meldeten plötzlich die Fensterwachen, daß das Weizenfeld, in dem der Tunnelausgang vorgesehen war, von Bauern auf seine Schnittreife geprüft worden war. Jetzt hieß es handeln, denn, war der Weizen erst einmal geschnitten, so war das Risiko, den Tunnel an die Oberfläche zu bringen, bedeutend größer. Daher wurde beschlossen, den Tunnel sofort nach oben durchzubrechen, und nicht mit der ursprünglich geplanten allmählichen Steigung. War bisher nur tagsüber gearbeitet, so mußte jetzt Tag und Nacht geschafft werden. Nachts wurde jedoch der Eingang zu den Burschenquartieren geschlossen. Da entschloß man sich, ein Loch durch die Wand zu brechen, die die Räume der Offiziere von denen der Ordonnanzen trennte. Man tat dies im dritten Stockwerk, und zwar so, daß die Oeffnung auf der einen Seite durch das Bett eines Offiziers, das unmittelbar an der Wand stand, auf der andern durch das eines Burschen, das genau so an die Wand anschloß, gedeckt wurde. Jetzt war es für die am Tunnel Arbeitenden ein leichtes, im Raum der Ordonnanzen die Treppe hinunterzugehen und den Verschlag zu betreten. Nur erfuhren hierdurch natürlich auch alle Ordonnanzen das Geheimnis.

Drei Tage und drei Nächte dauerte es noch, bis der Tunnel an die Oberfläche gebracht war.

Dann hieß es eines Nachts: Bereithalten! Alle diejenigen, die durch den Tunnel entfliehen wollten, waren vorher so eingeteilt worden, daß alles in völliger Ordnung vor sich ging. Den Ausschachtern war die Flucht schon gelungen, und in dem Tunnel krochen jetzt in seiner vollen Länge von 70 Meter hintereinander die 70 Offiziere, die zu entkommen hofften, jeder sein Bündel vor sich herschiebend. Zum Glück war jetzt, wo der Tunnel eine Mündung ins Freie hatte ein Luftzug vorhanden, sonst hätten die Männer ersticken müssen, da die Bedienung der Luftpumpe natürlich nicht mehr möglich war.

Aber die Mündung des Tunnels war so steil, daß bei jedem, der hinaufkletterte, Erde abbröckelte. Als der neunundzwanzigste hindurchwollte, war der Ausgang fast verschüttet. Mit äußerster Mühe gelang es ihm noch, sich hindurchzuarbeiten, aber dem dreißigsten war das nicht mehr möglich. Langsam, erschreckend langsam, mußten zunächst die letzten, die den Tunnel betreten hatten, auf dem Bauche zurückkriechen, um den vor ihnen Liegenden Platz zu machen. Einige verloren die Besinnung und mußten von ihren Hintermännern an den Füßen herausgezogen werden. Und doch entstand keine Panik; mit grimmem Humor wurde alles überwunden. Als der letzte Mann aus dem Loch heraus war, brach der Tag an.

Wie gewöhnlich wurde um 9 Uhr morgens Appell abgehalten. Bis dahin war nichts entdeckt worden, so daß die 29 Flüchtlinge einen guten Vorsprung hatten und in der Dunkelheit über die Weser entkommen waren. Beim Appell wurde das Fehlen so vieler Gefangener entdeckt. Zunächst schien es unerklärlich, wie sie das Lager verlassen konnten. Erst nach Stunden wurde der verschüttete Tunnelausgang in dem Weizenfeld gefunden. Das Getreide war von den Flüchtlingen so niedergetreten worden, daß man die Spur zum Tunnel nicht länger übersehen konnte. Aber erst, nachdem der ganze Tunnel aufgegraben war, entdeckte man den Eingang.

Die ganze Gegend wurde sofort alarmiert, alle Ortschaften, Gendarmen, militärischen Posten zwischen Holzminden und der etwa 100 Kilometer entfernt liegenden holländischen Grenze wurden von dem Geschehenen in Kenntnis gesetzt. Eine Gruppe höherer Offiziere kam noch am selben Tage aus Hannover nach Holzminden, um die Angelegenheit zu untersuchen. Sie mußten schließlich anerkennen, daß es eine glänzende Leistung war.

Von den 29 Flüchtlingen gelangten 14 über die holländische Grenze, unter ihnen der Lagerälteste, Oberstleutnant Rathborne, ein Fliegeroffizier, dessen Entweichen besonders schmerzlich empfunden wurde. Die übrigen wurden einzeln oder in kleinen Gruppen im Laufe der nächsten Tage und Wochen ins Lager wieder zurückgebracht. Auf den verschiedensten Etappen zwischen Holzminden und der holländischen Grenze wurden sie gefaßt. Einer wurde erwischt, nachdem er schon die Ems, dicht an der Grenze, durchschwommen hatte. Ein andrer glaubte, die Grenze schon überschritten zu haben, und ging im Nebel auf Gestalten zu, die er nicht erkannte und die er für holländische Soldaten hielt. Es waren aber deutsche Grenzposten, die ihn wieder festnahmen. Einige der Offiziere, die mit am längsten am Tunnel gearbeitet hatten, wurden unglücklicherweise gleich zu Anfang der Flucht ergriffen. Die Wiedereingelieferten erhielten kurze Zeit Arrest, der aber bald wieder aufgehoben wurde.

Dieses Unternehmen der 29 englischen Offiziere war ohne Zweifel die erfolgreichste Tunnelflucht während des ganzen Krieges. —

**Rote Hände oder brennend rotes Gesicht** wirken unfein. Ein wirksames Mittel dagegen ist die kühlende, reizmildernde und schneeig-weiße **Creme Leodor**, auch als herrlich duftende Puderunterlage vorzüglich geeignet. Ueberraschender Erfolg, Tube 1 Mk., wirksam unterstützt durch Leodor-Edelseife, Stück 50 Pf. In allen Chlorodont-Verkaufsstellen zu haben.

# Reichsbanner auf Landagitation

## Von Arno Scholz

Der starke Einbruch der Nationalsozialisten in das Parlament gelang nicht zuletzt deswegen, weil unsre Agitationskraft nicht ausreichte, auch das letzte Dorf in Deutschland zu bearbeiten. Wohl sind Hunderte von Lastwagenkolonnen tagelang unterwegs gewesen und Tausende von Flugblättern und Wahlzeitungen verteilt worden, aber es hat sich gezeigt, daß das gelegentliche Abfahren eines Gebietes keinen nachteiligen Erfolg verbürgt.

In unserm Ortsverein Neukölln-Britz hat uns jahrelang das Problem beschäftigt, die starken Kräfte des Ortsvereins nicht nur Sonntags über Land zu schicken, sondern mit ihnen auch wirklich nachhaltige Werbearbeit zu leisten. Aus dem Erfahrungsschatz der etwa zwanzig Lastwagenfahrten der letzten Jahre will ich einmal unsre Arbeit aufzeigen. Unsre Kameraden selbst haben uns früher oftmals am Abend des Agitationssonntags die Frage vorgelegt: „Was haben wir nun heute erreicht? Wir haben zwölf Stunden auf dem Lastwagen gesessen, haben ein paarmal Flugblätter verbreitet, und damit war der Spaß zu Ende." Das mußte geändert werden. Vom Ortsvereinsvorstand wurde zunächst einmal ein Landagitationsausschuß eingesetzt, das heißt, fünf Mann bekamen den Auftrag, sich einmal ernsthaft mit der Landagitationsarbeit zu beschäftigen.

Was wurde nun zuerst getan? Grundsätzlich festgelegt, das Agitationsfahrten nicht nur in den Wahlzeiten zu unternehmen sind, sondern fortlaufend. Im Jahre 1927, als an Wahlen nicht zu denken war, wurde ich auf einer Agitationsfahrt in einem Dorfe von einem alten Manne gefragt: „Nanu, ist denn schon wieder Wahl?" Dem Manne konnte gar nicht klargemacht werden, daß eine politische Partei oder Organisation sich auch in den Zeiten zwischen den Wahlkämpfen um die Landbevölkerung kümmert. Wie sieht denn auch die Wahlarbeit der meisten Parteien auf dem Lande aus? Da wird drei Wochen vor der Wahl eine Rundfahrt angesetzt, ein Referent, der oft von landwirtschaftlichen Dingen keine Ahnung hat, wird in ein Auto gesetzt, und nach Möglichkeit muß er zwei Versammlungen pro Tag und Sonntags bis zu vier und fünf abhalten. Bei dem Reichstagswahlkampf 1928 hatte das Berliner Reichsbanner etwas früher mit der Wahlarbeit angefangen, und so saß ich im Frühjahr acht Tage auf Landagitation in dem Gebiet um Driesen-Vordamm. In einer Versammlung, in der wir stundenlang diskutiert hatten, stand ein alter Bauer auf und erklärte: „Ihnen glauben wir noch, aber nicht den Referenten, die vierzehn Tage vor der Wahl angelaufen kommen."

Unsre Arbeit wurde also zunächst einmal darauf abgestellt, unter allen Umständen die Wahlarbeit dadurch zu erleichtern, daß wir in bestimmten Zeitabständen ein Gebiet bearbeiteten und die Landbevölkerung aufnahmebereit machten. Außerdem wurde mit einem Kameraden aus dem nächsten größern Dorfe Verbindung aufgenommen und dieser befragt, in welcher Jahreszeit eine Landagitation die besten Aussichten habe. Auch vor den Landagitationen selbst wurde, soweit als möglich, Rückfrage gehalten. So haben wir einmal eine Agitationsfahrt abgesagt, weil es in der Woche geregnet hatte, zum Wochenende sich dann aufklärte und wir bestimmt damit rechnen mußten, daß ein großer Teil der Landbevölkerung, um die verlornen Arbeitstage aufzuholen, auch am Sonntag auf dem Felde sein würde. Wir haben noch etwas getan — was vielleicht manchen Städter wundern wird —, wir haben uns eine Liste angelegt, aus der wir genau ersehen können, wann in den einzelnen Gemeinden Kirchzeit ist. Wenn wir werben wollen, müssen wir Wert darauf legen, die Gepflogenheiten und Empfindungen der von uns zu gewinnenden Bevölkerung nicht zu stören. Auch an die Kreise, die diesen Sonntagskirchgang strikt innehalten, muß ja die republikanische Aufklärungsarbeit herangetragen werden.

Wie wurde nun jeweils die Fahrt vorbereitet? Zunächst einmal wurde ein bestimmtes Gebiet auf der Karte abgesteckt, das für ein oder zwei Jahre Arbeitsfeld sein sollte. Um der Bevölkerung in diesem Gebiet unsre Stärke vorzudemonstrieren, wurde zunächst einmal eine Fahrt mit vier Lastwagen mit Anhängern, also mit rund 300 Kameraden, viel Fahnen und Musik unternommen und die Hauptorte des Bezirks besucht. Bei dieser Fahrt wurden natürlich fleißig Flugblätter verteilt und während dieser Zeit Platzkonzerte veranstaltet. Wichtig war aber vor allem, den einen oder andern Einwohner in ein Gespräch zu ziehen und einen Vertrauensmann zu suchen, dem wir dann regelmäßig die Reichsbannerzeitung zuschicken konnten, der auch Propagandamaterial bekam und so schon tüchtige Vorarbeiten leisten konnte. Bei den nächsten Fahrten erhielt jeder Wagen ein in die Autokarte sorgfältig eingezeichnetes bestimmtes Gebiet. Alle vier Wagen trafen sich dann um die Mittagszeit wieder in einem größern Ort, und dort wurde eine Kundgebung mit Ummarsch und Ansprache veranstaltet. Nach kurzer Rast wurden die Wagen wieder einzeln in die Dörfer geschickt, und nachmittags trafen sie sich wieder in der nächsten Stadt zu einer Schlußkundgebung. Mit viel Musik und Fahnen und einem flotten Auftreten imponiert man nicht nur dem Freunde, sondern auch dem Gegner. Und wenn dem Gegner erst dreimal und noch öfter die Kraft des Reichsbanners vordemonstriert worden ist, dann wird auch er schon nachdenklicher. Ist ein Gebiet gründlich bearbeitet und sind Vertrauensmänner gewonnen, dann wird an den langsamen Aufbau von Ortsgruppen gedacht. Und zwar werden die Orte unter die Kameradschaften des Ortsvereins verteilt. Jede erhält ein „Patenkind", um das es sich zu kümmern hat. Mehrmals muß dann natürlich noch ein Radfahrerzug eingesetzt werden, der an einem Abend mal hinausfährt und eine Versammlung abhält. Auch kann man, wenn es nicht so weit ist, Sonntagsausflüge mit den Angehörigen dorthin verlegen.

So vorbereitet, wird jede Ortsgruppe lebenskräftig, wenn — das ist immer die große Voraussetzung — ein Mann im Dorfe zu finden ist, in dem Führereigenschaften zu wecken sind. Naturgemäß müssen diese Landortsgruppenführer in ihrer Arbeit sehr selbständig sein, weil sie ja nur selten Hilfe erwarten können. Auf Drängen einer republikanischen Partei haben wir uns im letzten Jahr um ein Gebiet bekümmert, daß bisher wenig oder fast gar kein Reichsbanner oder Republikaner zu sehen bekommen hat. Viermal hintereinander wurden dorthin Fahrten unternommen und jedesmal blieben unsre Kameraden immer länger, wenn wir sie ins Dorf geschickt hatten. Stolz zeigten sie uns dann ihre mit Obst vollgestopften Taschen, die doch wohl deutlich genug Beweis waren, daß ihnen die Landbevölkerung mit dieser Liebesgabe ihre Sympathie ausdrücken wollte. In diesem Gebiete liegt die Stadt Beskow, die vier Jahre lang keinen Reichsbanneraufmarsch gesehen hatte. Wir fuhren mit unsern vier Wagen mit Anhängern vor, marschierten durch die Stadt und auf dem Marktplatz auf. Dort wurde den schon angesammelten Einwohnern ein klarer Ueberblick über unsre Arbeit gegeben. Und zwar sprach nicht nur ein Berliner — darauf muß auch immer Wert gelegt werden —, sondern auch der Führer der dortigen Ortsgruppe. Als wir das zweitemal in dieselbe Stadt kamen, wurden wir schon freudig begrüßt. Und als wir auf den Marktplatz zogen, standen dort — in einer Stadt von 5000 Einwohnern — etwa 800 Menschen, natürlich auch Gegner, die Platzkonzert und Ansprachen recht beifällig aufnahmen. Unser Besuch hatte den republikanisch eingestellten Einwohnern wieder Mut gemacht und sie haben für uns geworben.

Die wichtigste Arbeit in der Landagitation ist die Vorbereitung. Fahrten, bei denen man einfach in ein Dorf kutschiert, können nie erfolgreich sein. Man kann doch wohl schwerlich verlangen, daß die Bevölkerung nun gleich bereit steht, um eine Reichsbannerveranstaltung zu unterstützen. Es muß also erst der Plan aufgestellt werden, der örtliche Vorsitzende des Reichsbanners und die der republikanischen Organisationen verständigt werden. Nun wird festgestellt, welche Agitationsmöglichkeiten bieten sich. Sehr häufig kommen auch von den Vorsitzenden Anregungen, die man nach Möglichkeit beachten soll, denn sie kennen Gebiet und Leute besser. Dann wird Material besorgt. Flugblätter mit großen Schlagzeilen haben nicht immer gute Aufnahme gefunden. Die besten Erfahrungen konnten wir mit kleinen illustrierten Broschüren und Wahlzeitungen machen.

Notwendig ist unter allen Umständen, daß die ganze Fahrt mit allen Einzelheiten und die genaue Fahrtroute in der republikanischen Presse des betreffenden Gebiets veröffentlicht werden, am besten einmal kurz vor der Fahrt und einmal am Tage der Fahrt. Dann kommen auch die Freunde und Anhänger zum Vorschein, wenn die Lastwagen ins Dorf einfahren.

Niemand wird heute mit Republikanern über die Notwendigkeit des Reichsbanners diskutieren brauchen. Heute steht die Frage aber nicht mehr so, ob das Reichsbanner notwendig ist, heute ist die Antwort auf diese Frage längst gegeben und es handelt sich jetzt lediglich darum, die Reihen unsrer Schutztruppe aufzufüllen. Darum muß jeder Reichsbannermann zum Agitator der Bewegung werden. Tragt das Banner durch die deutschen Dörfer und Kleinstädte, dort ist noch ein großes Betätigungsfeld. Reichsbanner heraus! Ruft mit Trommelwirbel und Fanfarensignal zur Sammlung! —

# Reichsbanner im Angriff

### Vorbildliche Massenversammlungen.

Das Reichsbanner ist zum Angriff gegen den Nationalsozialismus übergegangen. Den weit sichtbaren Ausgangspunkt bildete die Berliner Kundgebung im Lustgarten. Die Gauaufmärsche in Stadthagen und Lüneburg folgten. Der Bundesvorsitzende, Kamerad Hörsing, sprach in den verschiedenen Teilen des Reiches. Aus vielen Gauen liegen uns Meldungen vor, die von überfüllten und erfolgreichen Kampfversammlungen berichten. Gewiß ist der starke Besuch aller dieser Kundgebungen zu einem wesentlich Teile darauf zurückzuführen, daß der Wille zur Aktivität und zur unbedingten Abwehr der nationalsozialistischen Pläne in allen republikanischen Kreisen erwacht ist. Aber darüber hinaus zeigen die Berichte noch das eine: In der Technik der Vorbereitung der Versammlung, in der Berechnung der psychologischen Wirkung des Plakates und in der geschickten Ausnutzung gegebener Situationen hat man im Reichsbanner gelernt.

Wir greifen als Beispiel die Versammlung in der Magdeburger Stadthalle heraus, in der Kamerad Mayr sprach. Kamerad Mayr hatte sich in einer nationalsozialistischen Versammlung, für die freie Aussprache angekündigt war, zum Worte gemeldet. Unter ganz nichtigen Vorwänden wurde ihm das Wort nicht gegeben, und als er sich nun das Wort zur Geschäftsordnung erbat, wurde er durch den SA.-Trupp aus dem Saale gewiesen. Sogleich stand beim Ortsverein Magdeburg fest, daß man diesen Vorfall zu einem Schlage gegen den Nationalsozialismus ausnutzen müsse. Man sorgte zunächst dafür, daß die Tatsache der Wortverweigerung durch die Presse der Oeffentlichkeit bekannt wurde, und kündigte an, das Reichsbanner werde dem Kameraden Mayr Gelegenheit geben, seine Auffassung über den Nationalsozialismus in öffentlicher Kundgebung darzulegen. Nun kam es darauf an, ein Thema zu finden, das die schon erregte Aufmerksamkeit bis zu dem Gefühl steigerte, der Redner wird uns etwas Besonderes zu sagen haben. Es waren die Tage, in denen die Meldungen über die Erklärungen Hitlers an die Auslandspresse durch die Zeitungen gingen, und jedem deutlich wurde, wie Hitler sich bemühte, dem Ausland die „Ungefährlichkeit" der nationalsozialistischen Bewegung klarzumachen. Man erinnerte sich an die Szene vor der Münchner Feldherrnhalle am 9. November 1923, und schon war die Formulierung des Themas da: „1923 beim ersten Schuß und 1930 vor dem Ausland lag Adolf Hitler auf dem Bauch!" Eine geschickte Aufmachung der Anzeige und Plakate, auf denen dem Führer der Magdeburger Nationalsozialisten volle Redefreiheit zugesichert wurde, taten das übrige, und die Magdeburger Stadthalle war am Abend der Versammlung überfüllt. Kamerad Mayr, der aus seiner Münchner Tätigkeit einen besonders guten Einblick in die nationalsozialistische Bewegung besitzt, riß mit seinen Ausführungen die Zuhörer immer wieder zu stürmischen Beifallsausführungen hin, und als dann zur Aussprache aufgefordert wurde, stellte sich heraus, daß der Magdeburger Führer der Nationalsozialisten nicht erschienen war. Gerade die Tatsache, daß durch die Art der Vorbereitung der Versammlung die Erwartung der Oeffentlichkeit darauf hingelenkt wurde, was wird der Braunhemdenführer dem Manne zu sagen haben, den man in den eignen Versammlungen nicht zu Worte kommen läßt, und daß diese Erwartung durch das Nichterscheinen enttäuscht wurde, hat den Eindruck der Worte des Kameraden Mayr noch verstärkt und den Nationalsozialisten einen guten Teil ihres Nimbus gekostet.

Und ähnlich wie in Magdeburg hat man es in Hannover gemacht. Dort sprach Kamerad Dr. Hauback. Auch dort hat man den Führer der Nationalsozialisten besonders eingeladen und ihm neben der Redefreiheit auch noch den unbedingten Schutz seiner Person zugesichert. Das hatte seine besonderen Gründe; denn im Wahlkampf hatte sich der hannoversche Gauführer der Nationalsozialisten in aller Oeffentlichkeit bescheinigen lassen müssen, daß sein Verhalten im Kriege nicht gerade Tapferkeit genannt werden kann. Aber auch hier war „Heldenvater Rust", wie man ihn in den Ankündigungen nannte, nicht erschienen und hatte damit gezeigt, daß er noch immer eine besondere Vorliebe für den besseren Teil der Tapferkeit besitzt. Man kann sich denken, mit welchem Schmunzeln die hannoversche Bevölkerung diese Erfahrung aufgenommen hat.

Die Beispiele ließen sich noch vermehren. Jedenfalls steht man unter dem erfreulichen Eindruck, daß das Reichsbanner im Begriff steht, einen überaus wirkungsvollen Angriff gegen den Nationalsozialismus vorzutragen. —